

(Nachdruck verboten.)

85]

## Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Einfach eine Landpartie; wir werden mit Frau La Vaupalière auf einer Insel frühstücken; in diesem Augenblicke erst ist die Sache vereinbart worden, und Mederic kleidet sich an, während ich die Lebensmittel einpacke; verzeihen Sie, daß er Ihnen wortbrüchig geworden ist; wir haben aber den Vorschlag von Frau La Vaupalière nicht ablehnen können; die arme kleine Frau hat ein so trauriges Dasein; man muß sie zerstreuen, bis eine Wiederannäherung zwischen ihr und ihrem Manne ins Leben tritt.“

„Sie glauben an eine solche Wiederannäherung?“

„Ich hoffe auf sie; welcher Ehemann hätte nicht Launen, die im Grunde nur wie Strohsäuer sind!“

Mederic unterbrach sie, indem er in das Speisezimmer rief:

„Nun, Mama, ist es so weit? Ach, Verzeihung, mein lieber Herr Zurlure, ich sah Sie nicht! Ich habe Ihnen eben geschrieben: mir ist es unmöglich, Sie nach Saint-Ardrien zu begleiten; entschuldigen Sie mich!“

Er blieb nicht still stehen: die Freude strahlte aus seinen Augen; als er seiner Mutter helfen wollte, hielt sie ihn zurück:

„Laß, Du wirst Dich schmutzig machen, das wäre doch schade.“

In der That wäre das schade gewesen, denn seine frische Toilette, ein Anzug aus hellem Flanell, Hemd aus blauer Seide mit Umlegekragen und weißer seidener Kravatte, Strümpfe aus vielfarbiger Seide und Lackschuhe, war nicht für eine derartige Arbeit geeignet.

Wie er so jung, so lustig und so liebenswürdig vor Zurlure da stand, empfand dieser herzliches Mitleid mit ihm, denn er sagte sich, dieser Tag, von welchem Mederic sich so viel Glück versprochen, werde der letzte sein, den er mit der von ihm so geliebten Frau verbrachte. Und welche Erinnerungen würde sie ihm zurücklassen? Jedenfalls nur schreckliche, und diese Liebe würde auf seinem ganzen Leben wie ein Alp lasten. Unter diesem Eindruck kehrte er nach Hause zurück. Nach dem Mittagessen nahm er seine Nachforschungen wieder auf. Da sich Frau La Vaupalière auf einer Kahnfahrt und Herr La Vaupalière in Paris amüsierte, warum könnte er nicht ihre Abwesenheit benutzen, um das Haus zu untersuchen? Nachmittags war das Bureau geschlossen, die Dienstmädchen würden allein sein; er hatte also nur einen Vorwand zu finden, um sie zu sprechen.

Er ging von Haus fort und das Quai hinunter, ohne den Vorwand gefunden zu haben. Als er an dem Notariat vorüber kam, sah er die beiden Mädchen, ihren Ruhetag genießend, das Treiben auf dem Flusse und das der Spaziergänger betrachtend dastehen; er näherte sich ihnen und frug Divine, ob sie schon einige Köffel von seiner Arznei genommen habe. Nachdem so die Unterhaltung eingeleitet war, manövierte er alsbald so geschickt, daß er eintreten konnte, um das Kupfergeschirr einer Besichtigung zu unterwerfen, ob es nicht vielleicht Grünspan zeige.

„Oh, Sie können es ansehen, ich fürchte nichts“, sagte Celanie.

Nachdem er die Kasserollen geprüft hatte, erklärte er, sie seien in der That die glänzendsten, die er je gesehen habe.

Dann ließ er sich auf ebenso geschickte Art einladen, auch die Zimmer zu besichtigen. Dort war seine Untersuchung länger und peinlicher. Aber er fand anfangs nichts, was das Unwohlsein Divines hätte erklären können. Diese Zimmer sahen aus, wie so viele andere. Der einzige charakteristische Punkt, wenn es ein solcher war, bestand in ihren Tapeten und Vorhängen aus geblühtem Baumwollestoff von schöner grüner Farbe. Jedoch mit der Zeit wurde er auf diesen Stoff aufmerksam, und trachtete darnach, ein Muster davon zu erhalten, um es zu analysieren.

„Der hat Ihnen denn diesen Stoff geliefert?“ frug er mit so unschuldiger Miene als möglich.

„Ein Tapezierer aus Rouen.“

„Der Stoff ist sehr schön, Frau La Vaupalière hat einen guten Geschmack.“

„Der gnädige Herr hat ihn ausgesucht.“

„Ich möchte seinem Beispiele folgen und Frau Zurlure den gleichen bringen; haben Sie nicht vielleicht ein Muster davon übrig?“

„Ja; ich kann Ihnen ein Stückchen davon geben.“

„Sie würden mir großes Vergnügen machen.“

Während sie hinausging, näherte er sich dem Tisch, unter welchem sich die Schuhe von La Vaupalière befanden — hob einen auf und prüfte ihn aufmerksam, indem er seine Länge mit dem Blick maß.

Sobald er das Stückchen Stoff hatte, kehrte er mit beschleunigten Schritten, kaum die Grüße erwidern, die die sonntäglich gepuhte Bevölkerung im Vorbeigehen an ihn richtete, nach Hause zurück und schloß sich in sein Laboratorium ein, nachdem er den Befehl gegeben hatte, ihn unter keinem Vorwande zu stören.

Die früher angestellte Untersuchung konnte jetzt ergänzt werden; die noch immer zu lösende Frage war, ob jener grüne Stoff arseniksaures Kupfer enthalte.

Die Untersuchung wurde also nach dieser Seite hin gerichtet. Die von Zurlure angewandten Reaktionen brachten die gleiche blaue Farbe zum Vorschein, welche ihn zuerst so sehr erstaunt hatte: das Gift war also ohne Zweifel Scheele'sches Grün. Folglich schien die Arsenitverbindung, mittels welcher es fixiert worden war, die Uebelkeiten Divines herborgerufen zu haben.

War das überhaupt möglich?

Zurlure beschloß, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob eine derartige Zusammensetzung im gewerblichen Leben vorkomme. Er fuhr zu einem Freunde, der als Chemiker in einer Färberei von Rouen angestellt war, und fragte ihn, ob er zum Färben der Indienne arsenikhaltige Stoffe verwende. „Wir nicht“, war die Antwort, „und nur noch wenige Fabrikanten benutzen bisweilen arseniksaures Natron mit Aluminosalzen, um das Fuchsin und das Anilinblau zu fixieren.“

„Und dieses Grün?“ frug Zurlure, indem er das Stückchen Zeug, das er sich von dem Dienstmädchen La Vaupalières hatte geben lassen, aus der Tasche zog.

Der Chemiker warf einen Blick auf den Stoff.

„Wilst Du etwa einen solchen Stoff kaufen? Das wäre nicht klug.“

„Warum?“

„Weil die Farbe so wenig taugt als der Stoff.“

„Der Stoff ist wohl mit einer Arsenitverbindung gefärbt, nicht wahr?“

„Ja, mit Scheele'schem Grün, welches aus arseniksaurem Natron gewonnen wird.“

„Und kann sich die Arsenitssäure vom Stoff ablösen?“

„Das ist schon möglich.“

„Es kann sich also aus einem schlecht gefärbten Stoff dieser Art auch Arsenitssäure in Form von sehr feinem Staube verbreiten?“

„Ohne Zweifel, aber das ist nicht wahrscheinlich, denn die Arbeiter, welche den Stoff zum Trocknen und Falten handhaben, mühten sich an ihm vergiften, da ein Stück von hundert Metern wohl zwei bis dreihundert Gramm Arsenitssäure enthalten kann.“

„Das würde drei Gramm auf den Meter ausmachen?“

„Ganz richtig.“

„Ein Schlafzimmer, dessen Wandtapeten, Teppiche, Plafond, Vorhänge und Möbelbezüge aus solchem Stoffe bestehen, was im ganzen hundert Meter ausmachen mag, würde demnach dreihundert Gramm Arsenitssäure enthalten, die jeden Tag in der Luft, in die Trüpfgefäße usw. eindringen. Wenn nun ein Diensthote, welcher zwei derart ausgestattete Zimmer jeden Freitag gründlich reinmacht, jeden Sonnabend die Symptome einer Vergiftung durch Arsenitssäure darbietet, möchtest Du bestreiten, daß die dreihundert Gramm Gift, welche sich in dem von ihr allwöchentlich gelüpften, geschüttelten und gebürsteten Stoffe befinden, die Ursache dieser Vergiftung sind?“

„Bestreiten nicht, aber wohl bezweifeln.“

„Bestreiten nicht, das genügt mir. Ich kenne nun die Ursache des Leidens. Ihr Fabrikanten seid doch wahre Mörder!“ Das war also eine zufällige und keine verbrecherische

**Vergiftung:** weder hatte der Mann seiner Frau noch die Frau ihrem Mann Arsenik beigebracht. Allein wenn sie in dieser Sache unschuldig waren, so bewies das noch keineswegs auch ihre Unschuld am Tode von Courteuse. Im Gegenteil, gerade der Verdacht, den sie gegen einander schleuderten, als sie sich unwohl fühlten, bildete den stärksten und beredtesten Beweis ihrer Schuld, denn ihre gegenseitigen Anklagen entstanden aus der Gemeinsamkeit ihrer That: sie hatten Furcht vor einander, weil sie einander kannten!

Je klarer daher Turlure die Notwendigkeit einsah, daß er seinen Argwohn bezüglich eines neueren Vergiftungsversuchs fallen lassen müsse, desto fester klammerte er sich an die Beweise des früheren Verbrechens an, welches er als Ehrenmann und höchster Beamter seiner Gemeinde an den Tag zu bringen, sich verpflichtet glaubte. Es wäre so bequem gewesen, an eine neue That die Untersuchung der alten anzuknüpfen! Auf gerichtlichem Wege war dies nicht mehr möglich. Wenn er es nun aber auf eigene Faust versuchte? Wenn er durch die neuen Vergiftungserscheinungen moralisch auf diejenigen, die sich für die Opfer einer Vergiftung hielten, einzuwirken suchte, und zwar zunächst auf die Frau, da er sie durch eine Gunst des Zufalls allein treffen würde?

Fieberhaft aufgeregt baute er die ganze Nacht hindurch an seinem Plane, selbst erschreckt vor der großen Verantwortlichkeit, die er durch eigenmächtiges Handeln auf sich nahm; er war jedoch entschlossen, die „Herren von der Staatsanwaltschaft“ nicht eher anzurufen, als nachdem er die Sache so eingeleitet haben würde, daß man sie weder hemmen noch in eine andere als die von ihm gegebene Richtung leiten könne.

Am anderen Morgen sandte er schon in der Frühe ein Billett an Frau La Baupalière, um sie zu bitten, ihn im Laufe des Tages zu empfangen, und um zwei Uhr trat er in ihren Salon ein, wo sie ihn erwartete. Sie war ziemlich erstaunt über diesen Besuch und fragte sich, was den Apotheker wohl herführe. Als sie ihn so ernst, beinahe düster erscheinen sah, wiederholte sie sich ihre Frage mit einer gewissen Unruhe. Sie dachte dabei aber durchaus nicht an Courteuse, sondern glaubte eher, er werde mit ihr von Mederic sprechen wollen. Das war ihr nicht angenehm. Was hatte sich der Dummkopf in solche Dinge zu mengen? Sie bestete daher einen nichts weniger als sanften Blick auf Turlure.

„Ich sehe, daß mein Besuch Sie überrascht,“ sagte er, nachdem er sich ihr gegenüber so gesetzt hatte, daß er sie im Rechte betrachten konnte.

„In der That; was mich aber noch mehr überrascht, ist der Ernst, der auf Ihrem Gesicht lagert. Was geht denn vor?“

„Sie erleichtern mir mit dieser Frage meine Aufgabe ungemein, denn ich bin wirklich in der größten Verwirrung und so aufgeregt, daß ich weder Herr meiner Ideen, noch meiner Worte bin.“

Er war wohl aufgeregt, aber immer noch Herr seiner Gedanken und Worte; nur fand er es geschickt, diese gefährliche Frau glauben zu machen, sie werde leicht mit ihm fertig werden und brauche keineswegs vor ihm auf der Hut zu sein.

„Die Sache ist kurz folgende, Madame: Ich habe soeben den unfehlbaren, unwiderleglichen Beweis erlangt . . .“

Er machte eine Pause und fuhr dann fort, indem er jedes Wort langsam betonte:

„Daß eine Vergiftung . . . mittels Arsenik . . . in diesem Hause . . . stattgefunden hat.“

Der Hieb wurde so geschickt und mit solcher Wucht versetzt, daß er Hortense einen erstarrten Schrei auspreßte, und als Turlure seine Augen auf sie heftete, sah er, wie sie erbleichte und alle Symptome des Schreckens zeigte. Die Augen und der Mund standen weit offen. Querfallen durchzogen ihre Wangen bis zum Halse herab; hätte man eine Augenblids-Photographie von ihr nehmen können, so würde sich niemand über den Ausdruck von Angst und Schrecken, den sie darbot, getäuscht haben. Wenn Turlure noch eine Bestätigung seines Verdachtes nötig gehabt hätte, so hätte er in diesen zerrütteten Zügen das vollständigste Bekenntnis gefunden.

Aber als sie sich beobachtet sah, hatte sie die Kraft, sich wieder zu fassen und sofort mit der ihrer Natur eigenen Dreistigkeit der Gefahr entgegenzutreten.

„Sie glauben, daß eine verbrecherische Vergiftung vorliegt?“ sagte sie.

„Ich glaube es.“

„Und beschuldigen Sie jemand?“

„Ja!“

„Der Schein kann Sie irre führen.“

„Ich habe den Arsenik gefunden.“

„Das ist unmöglich.“

„Nichts ist der Wissenschaft unmöglich, gnädige Frau; es würde keine Verbrechen geben, wenn diejenigen, die sie begehen wollten, im voraus die Macht der Wissenschaft kennen würden. Und warum übrigens sollte das unmöglich sein?“

Sie antwortete nicht, fühlend, wie gefährlich das Terrain sei, auf das er sie ziehen zu wollen schien.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Interview in Wien.

Da stand ich denn wieder in meiner lieben alten Stadt Wien, begierig, ihren Charakter aufs neue kennen zu lernen, ihre Veränderungen aus den letzten Jahren zu beobachten, die Wunden zu untersuchen, die ihr die bösen Schicksale der jüngsten Vergangenheit geschlagen, und die eigentümlichen Bewegungen der allerletzten Zeit, die in der Ferne so merkwürdig unverständlich erscheinen, einschließlic der „Los-von-Nom“-Bewegung, an Ort und Stelle verstehen zu lernen. Ich hatte mich gleich an einen alten Freund gewendet mit der Bitte, mir zu all dem den richtigen Schlüssel zu geben, auf daß ich mit einem solchen mir alle weiteren Aufschlüsse selber holen könne. Der aber wurde recht unwirsch, schimpfte, wie nur ein Wiener schimpfen kann, und endete seine Ausbrüche mit den Worten: „Bei uns herrscht die reinste Burschtwirtschaft!“

Selten hat mir ein Ausspruch so viel zum Grübeln gegeben, wie dieser. Zuvörderst erinnerte er mich an eines meiner ältesten Kindheitsideale, an den „Kasperl“ in jenem berühmten kleinen Puppenheater des Praters, in Wien auch „Burscht!“ (Hans Wurst) genannt, der Alt und Jung so herzlich erfreute, wenn er mit seinem Schlägel unterm Arm herumfuchelte, fragend, wen er erschlagen solle, und wenn er mit seinen Genossen, dem Kaninchen, dem Tod, dem Teufel und noch manchen anderen all seine tollsten Streiche ausführte — am innigsten dann bejubelt, wenn er sich daran machte, den „Juden“ zu erschlagen. An ihn mußte ich jetzt auf allen meinen Wegen durch die Stadt denken. Er schwebte um mich, als ich mich von guten Bekannten die „Los-von-Nom“-Krawattennadeln und die „Los-von-Nom“-Uhrgehänge zeigen ließ und — o Ignorant aus Berlin! — die naive Frage that, ob denn ein religiöses Interesse zu Grunde liege. Er tanzte vor mir her, als ich mich all der weitreichenden Pläne und Debatten erinnerte, die vor längerer Zeit aufgetaucht waren, um die Stadt Wien zu „regulieren“, und mich nur begnügen mußte, eine oder die andere Straßenverbreiterung und ein oder das andere neue Geschäftspalais anzuschauen. Er tänzelte etwas weiter weg von mir, als ich in die „Secession“ ging und zwischen all den ausländischen Bildern nach den paar einheimischen Werken suchte. Er sprang wieder grinsend auf meine Schulter und fuchtelte wie einst mit seinem Schlägel, als ich mich bemühte, Fortschritte in den und den Kulturdingen zu erkennen, in Theater und in Wissenschaft, in Schulwesen und in Industrie, und als mir immer und immer wieder der Bescheid wurde: „Solange die Juden — —“ usw.

Nur veruchte ichs mit dem Studium der Landtags- und Gemeinderats-Verhandlungen. Aber auch da sah schon wieder der Kobold vor mir und travestizierte, was dort an Beschimpfung der Lehrer zum Vorschein kam, mit seinen Schlägelhieben und grinsite, daß ich alles bleiben ließ und davon floh. Schließlich dachte ich, kurzen Prozeß zu machen und geradenwegs zum Sitz des Uebels, der „Burschtwirtschaft“ vorzudringen, kurz also, meinen guten Kasperl in seinem alten Heim, im Prater aufzusuchen und regelrecht zu interviewen. So fuhr ich denn mit der übervollen „Elektrischen“ hinab zum Prater, ging in Kasperls Haus, ließ mich ihm als Schriftsteller aus Berlin melden und wurde denn auch bald vorgelassen.

Ich werde den Anblick Zeit meines Lebens nicht vergessen. In einem kleinen einfachen Zimmer mit Möbeln aus der Zeit des Biedermaierstils saß Kasperl, rauchte eine graufige „Sport“-Cigarette um 1 Kreuzer = 2 Heller und las die „Ostdeutsche Rundschau“. Sein Haar war angegraut, seine Jüge eingesunken und matt, die einst so drollig hinaufgezogenen Mundwinkel hingen melancholisch herab. Fern in einer Ecke, die verstaubt lag der Schlägel. Auf Brettern an den Wänden standen einige Bücher und Zeitschriftenbände: neben etlichen Jahrgängen des „Kikeriki“, der „Robespierre“ von Marie Belle Stazie, neben dem unaufgeschnittenen „Kapital“ von Marx ein aufgeschnittener Hermann Vahr. An der Wand gegenüber hingen einige der sinn- und gemütreichen und doch tollkomiischen Silhouetten aus dem Wiener Musikleben, die jetzt so beliebt sind: Brudners Zukunft im musikalischen Himmel, und die Schlussszene aus der „Götterdämmerung“ mit Hans Richter am Pult, mit Hagen, der diesen Brinnsild und ihrem Rof auf der Bühne, usw. Ich konnte dessen nicht froh werden; Kasperls Anblick schnitt mir ins Herz. „Aber Herr Kasperl, was ist Ihnen denn geschehen? Warum so traurig?“ Trockener Tones antwortete

er: „Weil mich die Wiener ernst genommen haben. Sie glaubten, sie müßten den Juden erschlagen, weil ich ihnen vorgemacht hatte.“ „Und meinen Ernst haben sie komisch genommen“ — fügte er hinzu.

Ich kannte mich nicht mehr aus. Das also war der lustige Gefelle von ehedem, den es nichts anfocht, wenn er seinen letzten Kreuzer gewechselt hatte, und der, als ihm der „Werber“ sagte: „Kaspar, Du sollst werden ein Soldat!“, antwortete: „Ich soll werden ein Salat?“ —! Indessen ermahnte ich mich selber, meiner Aufgabe nicht zu vergessen, und setzte dem Kaspar auseinander, daß der Zweck meines Besuches der sei, ihn über den Charakter des Wieners und über die tieferen Gründe der jetzigen Verhältnisse zu interviewen, und daß ich von seinem Einbild, von seinem unmittelbaren Anteil an Wiens Schicksalen die sichersten Aufschlüsse erhoffte. „Lieber Herr“, erwiderte er, abermals so ernst, daß es mir kalt über den Rücken lief: „das läßt sich nicht so einfach sagen; da wirkt all zu vieles zusammen.“ („Um Gotteswillen“, dachte ich, „gesehrt ist er auch noch geworden, der Kaspar!“). „Aber einiges Wichtigere werden Sie mir doch andeuten können?“ fragte ich.

„Nun,“ so hub Kaspar an, „denken Sie sich einen frischen, kräftigen Naturburschen, voll der besten Fähigkeiten, aufgeweckt, geschmackvoll usw., der aber zu all dem auch noch den Trieb hat, sich verschiedene weitere Qualitäten künstlich beizulegen.“ („Es wird immer ärger mit dem Kaspar!“). „Sehen Sie sich unsere jetzige Frauenkleidung an: wie natürlich, wie geschmackvoll — und doch fieden, fast deutlich unterscheidbar, verschiedene Linienzüge drin, die hineingekünstelt sind. Unsere „Secession“ samt ihrem „Ver Sacrum“: welcher Anlauf zu einer naturgemäßen, großzügigen Kunst — und mitten darin wieder der Kobold des Künstels! Die Menschen: wie leger und grazios ihre Haltung, wie viel natürlicher als die gemachte Strammheit von Berlinern — aber schließlich kollektieren sie mit der Ungezogenheit. Mitten im Naturburschen der — Gigerl.“

Allmählig gewöhnte ich mich an den Stil des ernsten Kaspar. „Ja“, sagte ich; „aber damit habe ich weder unseren Reichsrat noch unseren Landtag, noch unseren Gemeinderat, noch ihren traurigen Gegensatz gegen die englischen Parlamente, noch auch unsere sonstigen socialen, geistigen und anderen Verhältnisse verstehen gelernt. Macht auch die der Gigerl?“

„Nein, die macht ein anderer.“ — „Wer denn?“ — „Der Kleinbürger.“ — „In Groß-Wien?“ — „Erst recht! Mit einem Studium der Wiener Verhältnisse von heute haben Sie zugleich eine Naturgeschichte des Kleinbürgers, Menschenalter hindurch fern gehalten von den großen Jügen des geistigen und des materiellen, namentlich des maritimen Weltverkehrs denkt er über sein einzelnes kleines Geschäftsunternehmen und über die dazu gehörigen Sitten nicht hinaus. Er kennt nicht die dem „kleinen Mann“ heute gesteckten Grenzen; er muß seine Finanzen — und Finanzmensch ist der Wiener wie kaum ein zweiter — auf eigenste Faust machen und steht nicht, wie er dabei zu Grunde gehen müßte, wären nicht bei uns allenthalben Hilfen für den kleinen Mann bereit. Er muß sein eigenes winziges Geschäft haben oder eröffnen und hat durch den sogenannten „Besähigungsnachweis“ für seine Unart eine Pflicht-Ausrede geschaffen. Und dieser Kleinbürger sitzt dem besten Wiener ebenso im Nacken wie der Gigerl. Sie glauben gar nicht, wie geschickt, bildungsfreudig, ideal, großangelegt, warmherzig usw. der Wiener war und immer mehr wird oder werden kann; dann kommt die Grenze seines Denkens und Fühlens, und aus ihr's — jenseits beginnt die Vernageltheit, die Hartzigkeit, und was Sie nur immer Widriges sich denken mögen.“

„Aber Herr Kaspar, wohin verirren Sie sich? Das ist ja gerade ganz allgemein menschlich; Sie schildern einfach den typischen Menschen überhaupt.“ „Stimmt beinahe; der Wiener besitzt nur eben als Kleinbürger diese menschliche Weise in verstärktem Maß — er ist ein echter Mensch durch und durch. Er ist es mit seinem Massengefühl und seinem Lokalgelüß, auch wenn er längst keine Masse mehr vertritt, und auch wenn er seine Moden, seine Seccessionsbilder, sein „Venedig in Wien“ und seinen Burgtheater-Direktor vom Ausland holen muß. Er ist noch so viel Mensch, daß seine Weiber weiblich, seine Männer männlich fühlen; noch immer tragen seine Weiber selten die halb männliche Kleidung, wie sie auf nordgermanischem Boden immer häufiger wird, noch immer sind sie kein „drittes Geschlecht“, noch immer ist ihnen Anmut und Unterhaltung wenigstens neben dem Geld von Wert; allein trotz Mädchengymnasium und Studentinnen ist dem Wiener das Weib etwas Sekundäres: so recht verstehen, zumal menschlich als Menschen verstehen thut der Wiener das Weib doch nicht.“

„Und der gute Kaffee?“ wendete ich ein, um dem Kaspar als Kasperl zu kommen. „Erinnern Sie mich nicht an die schrecklichsten Seiten des Wieners“, erwiderte er, und sein Ernst wurde immer melancholischer. „Zwar auf dem Phäakentum, auf dem Spieß, der immer am Herd sich dreht, auf dem will ich nicht herumreiten“ — („Gott sei Dank“, dachte ich, „jetzt redet er doch wieder in Kasperlton“) — „essen, lustig essen, mit Geschmac und Sauce essen soll ja der Mensch; aber er soll seinen Mitmenschen nicht quälen mit seinen Eßgewohnheiten, mit seinen Eßfragen, seinen ewigen Vereberheiten des Essens, und das thut der Wiener, das ist sein Phäakentum, das ist sein Praterpieß, an dem er noch einmal aufgespießt werden wird — er reunt in den Prater und weiß nicht, daß er in seinen eigenen Prater reunt, an mir vorbei, an seinem besten Freund und

Zweitschnecker!“ Da brach Kasperl in ein herzzerreißendes Schluchzen und Weinen aus, daß mir ganz bange wurde. Kasperl weint. Jetzt habe ich meinem guten Wien ins Herz geschaut. Und jetzt wird er auch wieder echter Kasperl sein.

„Bitte, sagen Sie mir noch schnell, wie kamen denn die Sprachenverordnungen zu stande?“ „Ja, denken Sie nur: spät nachts, wenn sich die Leute verlaufen, kommen die Politiker zu mir, fragen mich Tausenderlei, was sie thun sollen; ich bin todmüde vom Kasperlspielen, gebe ihnen kurze Antworten, und sie mißverstehen mich und gehen hin und glauben meinen Rat befolgt zu haben, wenn sie das verkehrteste Zeug treiben. Kommt da einmal ein Minister zu mir, fragt mich wieder und quatscht mir das unsinnigste Geschwäg vor. Ich sage ihm, er soll erst ordentlich sprechen lernen. Am nächsten Tag gab er die — Sprachenverordnungen heraus.“

„Und die „Los-von-Rom“-Bewegung?“ „Noch schöner! Kommen da einmal ein paar so rechte Kleinbürger zu mir, schimpfen über die Gesehen und über die Pfaffen und über die hohen Steuern usw. und fragen mich, was sie thun sollen. Mir war's rein zu dumm, und ich sagte ihnen, sie sollen zum Teufel gehen. Ich sah ihnen an, daß sie nicht wußten, was das heißt. Dann trollten sie sich hinaus, schlüchen um mein Haus herum, hinten hin, wo mein guter Kamerad, der Teufel, seine kleine Gargonwohnung hat. Ich sah, wie sie heimlich zum Fenster hineinguckten, und richtig: sie erblickten den Teufel. Der hatte sich gerade in einem alten Rock bequem gemacht; das war der Rod, den ihm vor 300 Jahren die Jesuiten übergehängt hatten, das Gewand eines protestantischen Pastors mit den Wässchen. Kaum sahen meine Besucher den Teufel in diesem Aufzug, als sie sich verständnisvoll anstießen und dabonkiefen. Am nächsten Tage merkte ich erst, wie sie meine Aufforderung, zum Teufel zu gehen, aufgefaßt hatten. Sie wurden protestantisch und riefen: Los von Rom!“

„Darf ich mich schnell noch nach dem Befinden von Ihren Kameraden, von Tod und Teufel erkundigen?“ „Danke der Nachfrag; aber dem Teufel geht's schlecht, er geniert sich wegen seiner Mißthat am Los-von-Rom; nur der Tod befindet sich sehr wohl, er ist dick und fett geworden, und wenn das Allgemeine Krankenhaus in der Alservorstadt, seine beste Kundschaft, nicht bald umgebaut wird, so frißt er sich so an, daß ich ihn nach Marienbad schicken muß.“

Ich verabschiedete mich und fragte nur noch, ob ich Kasperls Auskünfte veröffentlichte dürfe. „Natürlich“, sagte er; „aber bitte, verraten Sie nicht, wie viel ich geweint habe; meine Wiener glauben sonst, der Jude habe mich erschlagen wollen, und dann haben wir im nächsten Landtag wieder die Besäuerung!“ — Clannus.

## Kleines Feuilleton.

—s—. Die falsche Adresse. „Ach, nur ein Gläschen, Frau Mühlberger!“ Klang es herein in die leere Gaststube.

Die Wirtin sah gar nicht erst nach dem durch die offene Thür Kommenden. Sie nahm ein Glas vom Brett und füllte es. Als sie das Bier dem Mann hinstellte, der sich inzwischen gesetzt hatte, — vorn an der Thür, als wolle er gleich wieder gehen —, konnte sie nicht an sich halten. Mit leisem Spott fragte sie: „Na, sind Sie schon wieder vorbeigelommen?“

„Ja, ja“, antwortete er ganz ernsthaft; „ich muß aber machen, daß ich weiter komme. Ich habe noch zu thun.“ Mit tiefer Andacht schlürfte er das Glas halb aus und dehute sich behaglich in der kühlen Stube, die an der Schattenseite des Hauses lag und trotz ihrer Niedrigkeit an dem sonnenheißen Nachmittag voll wohlthuernder Frische war. Klagend, in gedämpfem Ton fuhr er fort: „Ja, Frau Mühlberger, es ist das alte Lied; man wird hin und her gehegt. Bald muß man zu dem Vater eines Schülers, um ihm klaren Wein einzuschänken über seinen Lämmel. Bald muß man Nachhilfestunden geben, und trifft den Bengel nicht an — er spielt irgendwo herum. Außerdem hat man notwendige Besprechungen mit den Kollegen — ja, so ist man immer unterwegs.“ Sie können mir glauben, Frau Mühlberger, wenn ich bei Ihnen nicht immer ein bißchen Ruhe fände —

Die Wirtin mußte wohl verstehen, was er ungesagt ließ. Sie nickte eifrig: „Ja, ja, natürlich!“ Nur ihre lachenden Blicke bezeugten, daß sie wußte, wie er stets nur um ein Häuserviertel ging und immer „wieder vorbeikommt“, nur von einer anderen Seite.

Ehe sie ihr Gespräch fortsetzen konnten, trat ein zweiter Gast herein. Als er den Lehrer sitzen sah, ging er auf ihn zu und sagte, sich über den Tisch lehnd: „Ach, nicht wahr, Sie sind ja wohl Lehrer auf dem Rosenbergl, in Rektor Händelers Schule?“

„Ja, ja“, meinte der Lehrer, nahm seine Brille ab und putzte sie mit einem kleinen Lederläppchen.

„Na, sehen Sie, ich bin der Tapezierer und Dekorateur — Sie kennen doch mein Geschäft — auf dem Markt, neben dem Rathause — ja, Dekorateur Sedlow bin ich.“ Er schwieg, wie wenn er eine Antwort erwartete. Doch der Lehrer putzte still seine Brillengläser.

„Na,“ sprach der Dekorateur weiter, „Sie sind ja an der Schule auf dem Rosenbergl; da kennen Sie doch gewiß meinen Jungen?“ Auch jetzt putzte der Lehrer gemächlich an seinen Brillengläsern, hielt sie gegen das Licht und sagte: „Nein — nein, den kleinen Sedlow kenne ich nicht. . . Ich kann mich gar nicht besinnen. . .“

Sedlow — Sedlow — nein, den kenne ich nicht," wiederholte er finnend.

"Es ist so'n kleines schwächliches Kerlchen, flachshaarig und blaß. Er war immer kränklich. Darum ist er auch erst mit sieben Jahren in die Schule gekommen. Nu habe ich auch den Herrn Rektor gebeten, man möchte das Kerlchen nicht so scharf einspannen und vor allem nicht am Kopf zu unsanft behandeln. Aber der Lehrer hat den Jungen — denken Sie mir, so'n schwächliches, kränkliches Kerlchen — doch immer an den Ohren gezupft. Neulich — na, wie lange wird's her sein? — vielleicht acht Tage, da hat er an beiden Ohren einen kleinen Riß. Hier unten, am Zipfel. . . Ja. . . Na, nu geh ich doch zum Rektor und sage, er solle doch ein bißchen für den Kleinen sorgen. Er verspricht es mir auch. Aber heute hat der Junge wieder Risse an den Ohren. So ganz kleine; aber das schmerzt doch. . . Na, was sagen Sie denn dazu?"

"Ja, was soll ich denn dazu sagen?" antwortete der Lehrer unwillig. "Der Junge ist doch nicht in meiner Klasse. Das geht doch nicht, daß ich mich da hinein mische."

"Ne, ne! Das verlange ich ja gar nicht. . . Ich will ja bloß mal Ihre Meinung hören. . . Sehen Sie, so'n schwächliches, kränkliches Kerlchen. . . Ich wollte ja nichts sagen, wenn er faul oder frech wäre. Aber so — er kann nu mal nicht so mit; das macht seine Konstitution. . . Ja, was meinen Sie?"

"Ja, ich kann Ihnen ja nur sagen, daß ich das Kind garnicht kenne. Und da kann ich mich unmöglich hinein mischen. Sie sind eben an der falschen Adresse!" Der Lehrer wurde ärgerlich und abweisend.

"Ja, ja," gab der Dekorateur klein bei; "ich will das ja auch gar nicht. Es ist bloß — sehen Sie — wenn ich mit dem Lehrer selbst spreche, und ich denke dann an den Kleinen, dann kann ich mich nicht beherrschen!" Die letzten Worte klangen drohend. Er hieb mit der geballten Faust auf den Tisch.

Nach längerem Schweigen setzte der Lehrer seine Brille auf und sagte: "Na, ich misch' mich nicht hinein."

Der Dekorateur nickte: "Ja, ja, ja, ja!" Er ging zum Schanztisch und ließ sich einen Schnaps geben. Leise sagte er zur Wirtin: "Das ist der Ohrzupfer. Vielleicht merkt er's sich."

Als er gegangen war, meinte der Lehrer: "Ich weiß gar nicht, wozu er mir das erzählt? Wenn das einer hörte, könnte er glauben, man ist selber so ein Prügelheld. . . Die Leute mögen sich doch nicht immer an die falsche Adresse wenden. . . Man hat auch nirgends mehr Ruhe."

"Ach, der war doch nicht ganz nüchtern," beschwichtigte die Wirtin ihren Gast.

"Na ja; aber es ist doch — wenn nu das einer hört!" —

### Archäologisches.

— In den letzten Jahren ist das britische Museum in den Besitz vieler Chaldäischer Inschriften und Altertümer gekommen, die bis in die frühesten Zeiten zurückreichen. Die Veröffentlichung derselben geschieht jetzt ausschließlich durch englische Gelehrte. Von den Keilschriftigen Texten von babylonischen Tafeln sind neuerdings wieder zwei Teile (VII und VIII) mit je 50 Platten erschienen. Die erste, von L. B. King veröffentlichte Inschrift ist, wie der "Wass. Bg." geschrieben wird, ein Teil der Stele der Geier, eine der ältesten bekannten geschichtlichen Aufzeichnungen. Sie wurde um 4500 v. C. G. von Sanna-bu, dem Priesterkönig von Sarpura, zur Verherrlichung seines siegreichen Feldzuges gegen das Volk im Land des Vogens, einem Staat an der elamitischen Grenze errichtet. Aus dieser Inschrift erfährt man u. a., daß dem besiegten Volk ein in Korn zu bezahlender Tribut für den Gott auferlegt wurde. In einem dieser Feldzüge wurden 144 000 Maß Korn im städtischen Kornhaus aufgespeichert, die nur in dringendem Notfall angegriffen werden durften. Die dem Gott nach beendigtem Krieg geweihte Kriegsbeute enthielt auch Gefäße zur Aufnahme von Del und anderen Stoffen. In der Sammlung befinden sich Bruchstücke von Gefäßen, die Mullil, dem Gott von Nippur, von Ummisch, König von Kisch, nach seinem Siege über die Länder von Ham und Barase in Luristan gewidmet wurden. Mehrere dieser aus hartem Gestein wie Serpentin und Granit verfertigten großen Gefäße befinden sich in Museen von Konstantinopel und Philadelphia. Eine Reihe Tafeln sind Uebersichten über die Zehnten und Pachtzinsen und Aufzeichnungen der in den Tempeln des Nin Sugas und der Van der Hauptgöttheiten von Sarpura, aufbewahrten Vorräte und reichen in das Jahr 2500 v. Chr. G., d. h. drei Jahrhunderte vor Abraham zurück. Diese thönernen Rechnungstafeln sind sorgfältig datiert, nicht nach Regierungsjahren, was noch nicht gebräuchlich war, sondern nach dem hauptsächlichsten Vorkommnis des Jahres, z. B. im Jahre der Einnahme von Akumru, der Simuru oder Simyra in Phönizien. Andere Daten beziehen sich auf öffentliche Feste oder Arbeiten, wie das Jahr, da Wels Thron gemacht wurde, da der Herr des Himmels sein günstiges Urteil verurtheilte, da die große Stele errichtet wurde. Viele Zehnten wurden in Natur gegahlt in Ochsen, Schafen, Eiern, Ziegen und auch in Wollen, was auf ausgedehnte Schafzucht in Chaldäa schließen läßt. Eine Tafel enthält eine Liste von Raknen, Pflanzen, Korn usw., die ein Schiff von Magan aus der Hand des Priesterfürsten der Stadt Sugas brachte. Die meisten Baden wurden am Tage des Festes der Erdgöttin Van

dargebracht, d. h. am Ende der Erntezeit und am Anfang des landwirtschaftlichen Jahres. Der mit Vorräten aller Art gefüllte Tempel war in den ältesten Zeiten von größter Bedeutung für das Volk, das von dort seine Nahrung in Fehljahren, sein Saat Korn und seine Arbeitsstoffe bezog. —

### Technisches.

— Erfahrungen mit Aluminiumgeräten. Der französische Metallurg Ditté hat sich wiederholt auf Grund seiner Versuche nicht günstig über die Verwendung von Aluminium zu Gebrauchsgegenständen geäußert. Demgegenüber veröffentlicht, wie die "Techn. Rundsch." mitteilt, Moissan die Berichte von sieben Truppenteilen, welche in Madagaskar sehr gute Erfahrungen mit Aluminiumgeräten gemacht hatten. Sie waren leichter, bequemer zu putzen und rosteten nicht, so daß sie dem verzinneten Eisen (Weißblech) durchweg vorgezogen wurden. Moissan selbst fügt hinzu, daß in seiner Küche seit drei Jahren vollständig in Aluminiumtöpfen gekocht wird, und zwar im Sommer auf Gas, im Winter auf Steinkohlenfeuer. Die Gefäße haben sich bisher vorzüglich erhalten, und daselbe ist in einem großen Pariser Restaurant der Fall gewesen. Moissan schließt mit dem Hinweis, daß es verfehrt gewesen sei, in übertriebenem Eifer das Aluminium das Metall der Zukunft zu nennen und ihm die Rolle des Eisens und des Messings zuzuteilen, daß es sich aber für gewisse Anwendungen, welche sorgfältig erforscht werden müssen, mehr und mehr einbürgern werde. —

### Humoristisches.

— Innere Mission. "Mein Geschlecht war sich stets der hohen Mission bewußt, die die Aristokratie im Dienste des Christentums zu erfüllen hat. Meine ältesten Ahnen sind wie besessenen Kreuzfahrern, die späteren Generationen haben die tollsten Stützungen gemacht, Kirchen und andere nette Sachen, na, und ich, — ich habe Kommerzienrätstochter geheiratet und ihr und ihrer jungen Sippschaft über die Taufe geholfen." —

— Konversation. "Sie kennen doch Dickens, Herr Rittmeister?" — "Aber natürlich, — ganz famos! Der Kerl jenseit; mir schade, mußte jeschlachtet werden." — "Wie. . . ?!" — "Na ja, hat doch voriges Jahr in Hoppegarten beide Vorderbeine jebrochen." — (Simplicissimus.)

### Notizen.

— In diesem Sommer soll im Neuen Opern-Theater (Kroll) kein ständiges Ensemble spielen, sondern es sollen nur Ensemble-Gastspiele nach Art des Schweriner "Jugwilde"-Gastspiels stattfinden. Wie das "B. T." erfährt, ist eine Einladung an die Budapestener Hofoper ergangen, der wahrscheinlich Folge geleistet werden wird. —

— Die Direktion der Sommeroper im Theater des Besten's übernimmt am 3. Juni Max Heinrich, Direktor des Lübecker Stadttheaters. Als Eröffnungs-Vorstellung ist die "Zauberflöte" gewählt. —

— "Hans Distelfink", ein Lustspiel in drei Akten von Willy Rath, hatte im Residenz-Theater zu Wiesbaden einen großen Erfolg. —

— Da für ein Scheffel-Denkmal, das auf dem Staffelsein errichtet werden soll, bis jetzt erst 7000 M. zur Verfügung stehen, beabsichtigt man, in einen der Felsen der von der Gemeinde Soffeld überlassenen Felsdolomithone des Staffelsees nur eine große Bronzeplatte mit der Reliefsbüste des Dichters einzufügen. —

— Für das in Bivikan zu errichtende Robert Schumann-Denkmal wurde in der zweiten engeren Konkurrenz das Modell des Bildhauers Hermann in Leipzig bedingungsweise zur Ausführung gewählt. Der Denkmalsfonds beträgt über 82 000 M. —

— In Paris wurde die bedeutende Kunstsammlung Mühlbacher für insgesamt 1 725 700 Frks. versteigert. —

— Der von der Stadt St. Gallen veranlaßte große historische Festzug, der die Geschichte der Abtei St. Gallen darstellte und sich eng an Scheffels "Ellehart" anlehnte, ging am vergangenen Dienstag von statten. Der Zug zerfiel in 22 Gruppen mit 100 Abteilungen und umfaßte gegen 2000 Mitwirkende. An 10 000 zählten die von allen Seiten gekommenen Zuschauer. —

t. Eine Insekten-Statistik hat der Amerikaner Dr. Howard aufgestellt. Danach sind von 300 Insektenfamilien 116 nützlich, 113 schädlich, die übrigen 71 entweder teils nützlich, teils schädlich oder in dieser Beziehung nicht bestimmbar. Die schädlichen Insekten bestehen aus 112 Familien, die sich von Nutzpflanzen nähren, und einer Familie, deren Mitglieder den Menschen und warmblütigen Tieren als Parasiten lästig fallen. Von den nützlichen Insekten werden 79 Familien dadurch wertvoll, daß sie schädlichen Sippen nachstellen, 3 Familien dienen zur Befestigung von allerhand Fäulnisstoffen, 2 Familien machen sich um die Befruchtung nützlicher Gewächse verdient und 8 Familien bilden die Nahrung von ehbaren Fischen. —